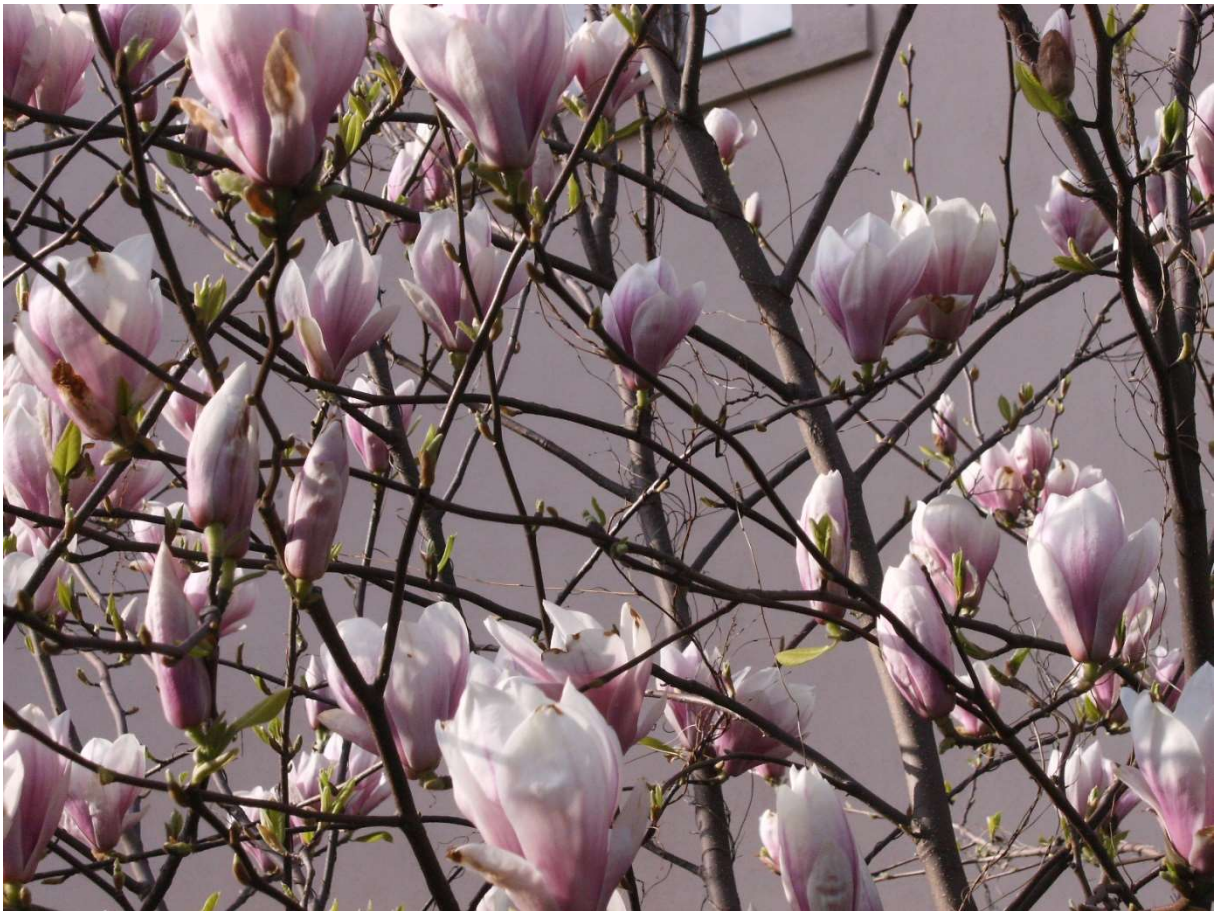


Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch Januar bis März 2019 [Andrea Herrmann]
- S. 9 Begegnung am Strand [Gert W. Knop]
- S.16 Frühlingserinnerung [Edda Gutsche]
- S.17 Ein bisschen Huhn kann manchmal Wunder tun [Holger Hartenstein]
- S.19 Schrecken eines Hurrikans [Karl Farr und Andrea Herrmann]
- S.21 Winterbild [Gert W. Knop]
- S.22 We will we will rock you [Dionysos]
- S.24 Die Nachtstimmung der Strände [Paweł Markiewicz]
- S.25 Träume wie ein Zug [Paweł Markiewicz]
- S.26 Beobachtungen während einer Zugfahrt [Han Yu]
- S.27 Rezension: „88 lesenswerte Bücher“ von Gerd Egelhof [AH]
- S.28 Rezension: „Pfeilschrift – Reflexionen über die Liebe“ von Norbert Sternmut
und Birte Schumann [Andrea Herrmann]
- S.29 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

und wieder eine neue Ausgabe, während im Hintergrund eifrig am zweiten Band der Anthologie gearbeitet wird.

Denjenigen, die es noch nicht kennen, möchte ich das Veilchen-Forum im Internet empfehlen:
<http://veilchen.forumprofi.de/>

Viel Spaß beim Lesen!

Andrea Herrmann

Titelbild von Gert W. Knop

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 4,20€ in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch Januar bis März 2019

Mein voriges Lesequartal wurde durch mehr Antihelden als durch Helden bevölkert.

Sie sind jung und könnten noch alles werden. Können sie aber nicht. Aza hat Zwangsstörungen, Daisy zu wenig Geld und Davis zu viel davon. „*Schlaft gut, ihr fieseren Gedanken*“ von John Green handelt von drei Schülern, deren Selbstfindung und deren Zweifel. Aza fürchtet sich vor den Bakterien in ihrem Körper, die ihre Gedanken und ihr Handeln steuern könnten, vielleicht ist sie gar nicht real, sondern eine Figur in einem Roman, oder sie könnte sich mit einer tödlichen Krankheit infizieren. Daisy ist ihre beste Freundin, redet viel, schreibt Fan Fiction und arbeitet in einem Schnellimbiss. Der Milliardärssohn Davis, hat plötzlich keine Eltern mehr. Die Mutter ist schon lange gestorben, der Vater auf der Flucht vor dem Finanzamt. Als Daisy beschließt, sich die Belohnung zu verdienen, die auf den Vater ausgesetzt ist, bringt sie Aza und Davis zusammen. Die beiden können gemeinsam schweigend denselben Himmel betrachten. Davis erklärt Aza die Sternbilder, und sie kann durch die Wolken sehen. Das könnte eine romantische Liebesgeschichte sein, wenn Aza sich nicht so fürchtete vor den 80 Milliarden Bakterien, die bei jedem Zungenkuss übertragen werden. Dann liest Aza doch noch Daisys Science Fiction Geschichten und findet heraus, dass sie bisher eine schlechte Freundin war. Mitten in der Freundschaftskrise geraten Aza und Daisy in einen Verkehrsunfall. Zuletzt finden sie den geflohenen Milliardär, verzichten aber auf die Belohnung. Ihre erste große Liebe bleibt für Aza eine Erinnerung fürs Leben, gerade dann als ihre Krankheit immer mehr die Herrschaft über ihr Leben übernimmt.

Das neueste Buch von Gerd Egelhof (siehe bei den Rezensionen) hat mich mal wieder zu Hans Fallada gebracht: „*Kleiner Mann – was nun?*“ Emma (genannt „Lämmchen“) und ihr „Junge“ haben beim Sex nicht aufgepasst, und nun ist es passiert: Sie ist schwanger. Er heiratet sie, obwohl doch sein Chef darauf hofft, dass er sein Schwiegersohn wird. Zunächst ist die Lage noch ganz in Ordnung: Der junge Pinneberg hat Arbeit und Ersparnisse, sie finden eine günstige Wohnung, und Lämmchen putzt sie gründlich durch. Nur kochen kann sie nicht. Leider ist der Chef ein Leuteschinder und Pinneberg ist ja nun kein Junggeselle mehr. Er verliert seine Arbeit, sein voriger Chef nimmt ihn auch nicht mehr zurück. Da bleibt den beiden jungen Leuten nichts anderes, als ein Angebot von Pinnebergs Mutter anzunehmen: einen Neuanfang in Berlin, in einem viel zu teuren möblierten Zimmer und mit einer Anstellung in einem der besten Kaufhäuser der Stadt. Alles prima, nur die Miete ist zu hoch und nachts wird nebenan gefeiert. Ständig geht es ums Geld. Das Kaufhaus führt Umsatzziele für die Verkäufer ein. Nun bereitet diese schöne Arbeit keine Freude mehr, sondern nur noch Kopfrechnen und Stress. Pinneberg hat Kollegen und solche, die anderen hinterher schnüffeln.

Folgendes muss sich Pinneberg von seinem Chef anhören: „Diesmal ist Ihr Kind krank geworden. Vor vier Wochen – oder war es vor sechs Wochen? – haben Sie ewig gefehlt wegen Ihrer Frau. In zwei Wochen wird wahrscheinlich Ihre Großmutter sterben und in einem Monat Ihre Tante ein Bein brechen. ... Sie überschätzen das Interesse, das die Firma an Ihrem Privatleben nimmt. Ihr Privatleben ist für das Haus Mandel ohne Interesse. Legen Sie Ihre Geschichten gefälligst so, dass sie außerhalb der Geschäftsstunden erledigt werden. Die Firma ermöglicht erst Ihr Privatleben, Herr! Daher kommt erst die Firma, noch mal die Firma, zum dritten Mal die Firma, und dann können Sie machen, was Sie wollen. Sie leben von uns, Herr,

wir haben Ihnen die Sorge um Ihren Lebensunterhalt abgenommen, verstehen Sie das! Sie sind ja auch ultimo pünktlich hier unten und nehmen Ihr Gehalt in Empfang.“ Leider drängt der Leistungsdruck den jungen Verkäufer dazu, einen wichtigen Kunden zu verärgern. Da ist die Stelle endgültig weg. Mehrmals deutet das Buch an, dass die Arbeiter es besser haben als die Angestellten, dass sie besser organisiert sind und vertreten werden.

Als Pinnebergs Chef dann selbst gefeuert wird, stellt er einige Überlegungen an und kommt zu dem Schluss: „Jawohl, es gab eine Solidarität der Angestellten, die Solidarität des Neides gegen den Tüchtigen, die gab es!“ Diese Beobachtung mache ich auch immer wieder, sah sie aber noch nie so treffend formuliert.

Die Geschichte wäre sehr deprimierend angesichts der emsigen, aber leider vergeblichen Bemühungen der beiden jungen Leute, ihr Leben zu meistern. Aber es durchzieht die Geschichte nicht nur der Humor von Fallada, sondern auch die Unerschütterlichkeit von Lämmchen, deren Lieblingsspruch lautet: „Es wird schon gehen. Bei anderen geht es doch auch.“ Trotz aller Not lassen die beiden sich niemals dazu verleiten, etwas Unrechtes oder Unmoralisches zu tun. Sie verlieren weder Mut noch Anstand. Und trotzdem oder gerade darum müssen sie leider in ihrer Not verharren. Das Geld ist immer knapp. Und eigentlich ist es doch recht märchenhaft und schwer zu glauben, dass sie bei so vielen illegalen Möglichkeiten, das Haushaltsaufkommen aufzubessern, keine davon ergreifen. Eventuell ist es genau das, was Fallada uns da unter die Nase reibt, wenn er über den Wohlstand von Zuhältern und Händlern von Pornobildchen schreibt oder wie die Arbeitslosen gemeinsam nachts Holz stehlen gehen, um sich die Kosten für die Briketts zu sparen. Pinneberg wird zu solchen Aktivitäten gerne eingeladen und man vermisst ihn dort.

Interessant fand ich auch die Preisangaben. Ganz grob scheinen sich die Preise von damals verzehnfacht zu haben: eine Mark damals = 10-15 Euro heute. So verdient der Verkäufer seine 160-180 Mark im Monat, die Fahrkarte für die Straßenbahn kostet 10 Pfennig. Aber ein Mantel kostet gut und gerne 90 Mark und auch die anderen Kleidungsstücke scheinen damals in Mark gekostet zu haben was wir heute in Euro bezahlen. Kein Wunder, wenn man dem Lämmchen fürs Strümpfestopfen 3 Mark pro Tag gibt.

“*Evolution*“ von Thomas Thiemeyer ist eine Science-Fiction-Trilogie über das Verhältnis zwischen Mensch und Tier. Sie wissen schon: Der Mensch ist die einzige Tierart, die zum Spaß tötet, und die das Potenzial hat, um sich die gesamte Erde untertan zu machen und sie schlimmstenfalls zu vernichten. In diesem Zukunftsszenario nun führt ein Meteoriteneinschlag dazu, dass einerseits die Menschen unfruchtbar werden und andererseits die Tierwelt ihre Evolution beschleunigt. Fünfhundert Jahre später sind die Karten zwischen Mensch und Tier neu verteilt.

Lucie, Jem, Marek, Katta, Zoe, Arthur und Olivia sind eine Gruppe von Teenagern, die in die USA zum Schüleraustausch aufbrechen. An sich ist das schon eine aufregende Reise, doch was dann folgt, übertrifft ihre kühnsten Albträume. Sie geraten in Turbulenzen und müssen in Denver notlanden. Der Flughafen scheint allerdings seit Jahrhunderten verlassen zu sein, die Stadt ebenfalls. Scheinbar grundlos werden sie von Tieren angefallen. Nach und nach erfahren sie, v. a. dank der städtischen Bücherei, was hier geschah. 2035 schlug ein Meteor ins Meer ein und brachte außerirdisches organisches Material mit sich. Inzwischen sind 564 Jahre vergangen, und sie befinden sich durch einen Zeitsprung im Jahr 2599. Die gesamte Tierwelt gehorcht nun den Squids, hoch entwickelten Tintenfischen, deren Zentrale mitten im Meer liegt. Die Menschen sind so gut wie ausgestorben. Nur in einer Zitadelle, hoch im ewigen

Schnee des Gebirges, finden sie letzte Überlebende der Katastrophe. Kulturell haben sie sich in den letzten 500 Jahren ins Mittelalter zurückentwickelt, glauben wieder an die germanischen Götter und halten Technologie für böse Magie. Ihre Neugier bringt die Jugendlichen hier in Gefahr, doch kurz bevor sie endgültig in Ungnade fallen, lesen sie in einem geheimen Buch von einer Kolonie früherer Zeitspringer in der Wüste. Sie reisen in einem solargetriebenen Schulbus bis nach Los Alamos und finden dort im lebensfeindlichen Umfeld eine futuristische Glaskuppel, in der zivilisierte Menschen leben. Angeführt werden sie von Gaia, einer künstlichen Intelligenz. Hier in der Kuppel gelten Tiere als Feinde, die vernichtet werden müssen. Unsere Freunde jedoch haben gelernt, mit den Tieren und besonders den Squids zu kommunizieren. Empathie, Mitgefühl, Freundschaft verbinden sie mit der Natur. Daraus entsteht ein völlig unterschiedliches Weltbild, und als Gaia droht, das Hauptquartier der Squids im Meer zu zerbomben, um den Vernichtungskrieg ein für alle Mal für die Menschen zu entscheiden, glauben die Jugendlichen, dass die Maschine einen schweren Fehler begeht. Sie vertrauen den Tieren und den Squids und setzen alles auf eine Karte. Ein nervenzerreißender und lebensgefährlicher Wettlauf gegen Gaia beginnt, den nicht alle der Freunde überleben.

Ein spannendes Buch, dank seiner liebenswerten Charaktere angenehm zu lesen. Viele Informationen und Ideen in diesem Roman sind natürlich nicht neu, aber nun besonders farbig gestaltet.

Die drei Bände der Trilogie heißen: „Die Stadt der Überlebenden“, „Der Turm der Gefangenen“ und „Die Quelle des Lebens“. Die Webseite zum Buch finden Sie hier: <http://www.thiemeyer-lesen.de>

„*Manchmal musst du einfach leben*“ von Gayle Forman ist ein Roman über das Leben, ohne Dramen und ohne Dramatisierung. Mary-Beth hat mit Mitte vierzig einen Herzinfarkt, den sie zunächst gar nicht bemerkt. Zu beschäftigt ist die in Vollzeit berufstätige Mutter von Zwillingen, um auf den Schmerz in ihrer Brust zu achten. Ein Routinebesuch bei der Ärztin bringt den Infarkt an den Tag. Bei der Bypass-Operation geht etwas schief, und ihr Herz steht eine Zeitlang still. Eine Woche nach der Operation darf oder muss Mary-Beth nach Hause. Und sofort fühlt sie sich wieder für alles verantwortlich in einem Haushalt, wo ihr Mann es verpasst, seine Steuern zu bezahlen, und ihre Mutter keine besonders große Hilfe ist. Als sie sich schließlich erschöpft und völlig durchnässt durch den Regen kämpft, um einen Läusekamm zu besorgen und ihre Kinder rechtzeitig zur Halloween-Party zu entlausen, und als ihre vierjährige Tochter ihr bei dieser Entlausungsprozedur gegen die Brust schlägt, ist für Mary-Beth das Maß voll. Während sie noch um ihr eigenes Leben fürchtet, kümmert sie sich wieder um die anderen, aber niemand kümmert sich um sie. Hastig schreibt sie ihrem Mann einen Abschiedsbrief, packt ein paar Sachen ein und fährt mit ihren Ersparnissen davon. In Pittsbourgh mietet sie eine Wohnung und sucht einen Arzt für die Nachsorgeuntersuchungen. Damit sie ihre Familie nicht aufspüren kann, bezahlt sie alles in bar. Da bleibt für sie nur der Kardiologie Steven Grant übrig, der sie gegen Bargeld behandelt. Mary-Beth findet nun Zeit für sich selbst, ernährt sich gesund, sieht mit ihren Nachbarn zusammen fern, sucht über eine Agentur nach ihrer leiblichen Mutter, um herauszufinden, ob sie die Neigung zum Herzinfarkt geerbt oder selbst verschuldet hat, schließt Freundschaften: Janice von der Agentur, Sunita und Todd, die Studenten-WG von nebenan und ihr Arzt Steven, sie alle werden ihre Freunde. Sie feiern gemeinsam Erntedank und sehen Fußballspiele, gehen schwimmen und einkaufen. Nach zwei Monaten ist Mary-Beth wieder so weit, Kontakt mit ihrem Mann aufzunehmen.

Ohne schwülstige Liebeserklärungen wächst das Vertrauen zwischen beiden wieder, und Mary-Beth widersteht der Versuchung, mit Steven ganz neu anzufangen. Nein, sie will wieder nach Hause. Ein schöner, sensibler Roman. Ein wenig märchenhaft mutet es an, wie jeder der vier Menschen, die Mary-Beth in Pittsburgh kennen lernt, mit ihr Freundschaft schließt, aber trotzdem schön.

Jasper Ffordes „*The Fourth Bear*“ (Der vierte Bär) ist der zweite Band aus der Nursery Crimes Serie. Jack Spratt, der Leiter der Nursery Crime Division (NCD), und seine Mitarbeiterin Mary Mary kennen wir also schon. Allerdings erfahren wir erst jetzt ein dunkles Geheimnis Jacks. Hat die NCD sich, nach der Klärung des Mords an Humpty Dumpty kurz im Schein des Ruhms sonnen können, so ging leider die Observation von Rotkäppchens Großmutter gründlich schief. Im Halbdunkel des Schlafzimmers hat Jack den Wolf für die alte Frau gehalten, er wurde zusammen mit Rotkäppchen lebendig verschluckt, und am Ende liegen Oma und Enkelin im Krankenhaus im Koma. Das war's mit der Hochphase. Auch die erfolgreiche Verhaftung des Scherenmanns (aus dem Struwelpeter) stößt auf öffentliche Kritik, weil dafür daumenlutschende Kinder als Köder verwendet wurden. Während nun der hochgefährliche Lebkuchenmann aus der Irrenanstalt ausbricht, wird der vom Dienst suspendierte Jack von seinem Feind um Hilfe gebeten: Dessen Schwester Goldilocks (Goldlöffchen) ist spurlos verschwunden. Sie arbeitete als Reporterin bei der Zeitung „The Toad“ und untersuchte mysteriöse Todesfälle in der Szene der Gurkenzüchter. Das Gurkenzüchten auf internationalem Niveau ist ein knallharter Leistungssport, nichts für Weicheier. Allerdings gibt es keinen Hinweis darauf, dass Goldlöffchen Opfer eines Verbrechens geworden ist, auch nicht als man Teile ihrer zerfetzten Leiche in einem Erster-Weltkrieg-Themenpark findet. Trotzdem verfolgen Jack und Mary den Fall. Vom Lebkuchenmann sollen sie die Finger lassen, doch sie können nichts dafür, dass er ihnen immer wieder in die Quere kommt. Allmählich wird immer klarer, dass die beiden Fälle miteinander zusammenhängen. Und alle Stränge laufen an einer Stelle zusammen. Nursery Crime (Kinderbuch-Kriminalität) hat nichts zu tun mit „cosy kittens, fluffy toys and shades of pink“ (niedlichen Kätzchen, flauschigen Plüschtieren und verschiedenen Rosatönen). Hier gibt es beispielsweise „rhyme-inspired serial murders“ (Serienkiller, die durch Kinderreime inspiriert wurden). Am Ende wird der Leser – wie beim ersten Band – ziemlich unziemlich überrascht von der Lösung des Rätsels. Natürlich war der Name des Kerls vorher mal gefallen, aber ... Naja, man darf diese Bücher nicht darum lesen, weil man gut zur Lösung hingeführt wird, sondern wegen des skurrilen Lesespaßes und der Gags. Lernen kann man dabei aber doch eine Sache, die im echten Leben außerhalb von Kinderbüchern auch wahr ist: „If a deal looks too good to be true, it generally is.“ – Wenn etwas zu schön ist, um wahr zu sein, dann ist es das auch.

Dan Browns „*Inferno*“ ist eine rasante Jagd durch die Kunstgeschichte von Florenz und dann der anderen Stadt, deren Name ich nicht nennen möchte, um die Spannung nicht zu verderben. Robert Langdon, Symbolforscher aus Harvard, kann sich noch daran erinnern, wie er über den Campus ging. Zwei Tage später liegt er in Florenz in einem Krankenzimmer, mit einer Wunde im Genick, und kann sich an die letzten beiden Tage nicht erinnern. Als eine Killerin in das Krankenhaus eindringt und einen Arzt erschießt, flieht Langdon zusammen mit der jungen Ärztin Sienna Brooks. Soldaten in schwarzen Lieferwagen jagen sie und riegeln die ganze Stadt ab. Eine Drohne hält nach ihnen Ausschau, und auch die Killerin hat noch nicht aufgegeben. Währenddessen verfolgt Langdon ein Rätsel, das er vor zwei Tagen vermutlich

schon gelöst hat, bevor er sein Gedächtnis verlor. Er begegnet Menschen, die sich an ihn erinnern, und als er auf der Aufnahme einer Überwachungskamera sich selbst bei einem Diebstahl zusieht, braucht er neue Verbündete. Im Vorübergehen werfen wir hastige Blicke auf die schönsten Bauwerke der Renaissance, insbesondere auf alles, was mit Dante Alighieri zu tun hat. Dessen Buch „Inferno“ über die neun Ebenen der Hölle ist der Schlüssel und Wegweiser zu allem. Zu dem Virus, der an einem bestimmten Tag freigesetzt werden und die Geschichte der Menschheit verändern soll. Die WHO (World Health Organization), Langdon und ein ominöses Konsortium sind alle hektisch auf der Suche nach dem richtigen Ort. Dank seiner hohen Bildung kann Langdon das Rätsel lösen, doch wird er noch rechtzeitig kommen? Und wen wird er an diesen alles entscheidenden Ort führen? Das Blatt wendet sich dramatisch, als er feststellen muss, dass er den falschen Leuten vertraut hat und alles anders ist, als es sich darstellte. Insgesamt also ein fesselnder Lesestoff. Da tut es auch keinen Abbruch, dass es eigentlich unrealistisch ist, dass der Bösewicht eine so raffinierte Spur auslegt, die dann teilweise nur durch zufällige Gedankenblitze oder Zusammentreffen gelöst werden kann. Er selbst begründet dies wenig überzeugend mit Stolz auf sein Werk. Mich jedenfalls hat dieses Buch mehrere Nächte länger wach gehalten als beabsichtigt.

Christina Dalchers „Vox“ spielt in einer Welt, in der Frauen seit einem Jahr nur hundert Wörter pro Tag sprechen dürfen. Überwacht wird diese Regel durch einen automatischen Wortzähler am Handgelenk. Wer zu viel spricht, bekommt Stromstöße, die immer stärker werden. Auch darüber hinaus hegen die „Reinen“, die in den USA nun herrschen, klare Vorstellungen von der Rolle von Frauen in der Gesellschaft. Alle Frauen verloren ihren Beruf und wurden entweder Ehefrau oder Prostituierte. Ihre Pässe wurden eingezogen. Literaturkreise und Frauenabende sind aufgelöst. Frauen benötigen für alles die Zustimmung des Ehemanns oder Vaters.

Der Roman hat zwei Teile, von denen mir der erste viel besser gefiel als der zweite. In der ersten Hälfte der Geschichte erleben wir mit, wie sich Jean fühlt als beinahe wortlose Hausfrau, die ihrer Tochter keine Gute-Nacht-Geschichte erzählen darf und sie auch nicht trösten kann, wenn sie von Albträumen gequält wird. Früher war Jean eine bekannte Gehirnforscherin und kognitive Linguistin, nun schreibt sie eifrig Blätter von Papier voll, um nicht ganz zu verstummen. Beim Abendessen sieht sie auf ihren Zähler und stellt fest: „Ich habe nur noch fünf Wörter übrig.“ Jean hat einen Ehemann (Patrick) und vier Kinder: drei Söhne (Steven, Sam und Leo) und die sechsjährige Tochter Sonja. Jean ist stolz, dass sie Präsident Miles nicht gewählt hat, aber sie bereut, dass sie gar nicht gewählt hat.

Eines Tages jedoch wird Jeans Kompetenz benötigt, angeblich um den Bruder des Präsidenten zu heilen. Sie soll ihr Serum fertig entwickeln. Damit sie ihre Arbeit tun kann, nimmt man ihr Armband ab. Sie hat jetzt wieder Wörter. Sie verlangt auch für ihre Tochter diese Befreiung und stellt fest: „Ihre Sprache ist wie Musik, doch die Texte sind alle falsch.“ Die Handlung schreitet nun schnell voran und wird immer dramatischer. Das Nachbarsmädchen Julia, Stevens Freundin, wird verhaftet und öffentlich gedemütigt. Jean findet heraus, dass außer ihrem Forschungsteam noch zwei weitere existieren, und wenn man alle Informationen zusammennimmt, dann entwickeln sie gerade wohl eine Biowaffe. Eine Verschwörung wird zum Handeln gezwungen, aber vor allem auch Jean. Die Ereignisse überschlagen sich, es wird scharf geschossen, und Jean stellt fest, dass sie sogar töten kann, um sich und die anderen Frauen zu befreien. Im zweiten Teil des Romans überwiegt die Action, die Zuspitzung der Lage, Verhaftungen, Widerstand, Aufruhr.

Die große Enttäuschung des Quartals war Bernhard Aichners „*Totenfrau*“. Dieses Buch hat mir in jeglicher Hinsicht nicht gefallen. Die Hauptperson, Brunhilde Blum, die sich von allen nur Blum nennen lässt, wird mir trotz der mitleidheischenden Beschreibungen ihrer Kindheit als adoptierte Erbin eines Bestatters nicht sympathischer: „Seit sie sieben war, hatte sie die Toten zu versorgen.“ Ihr Vater forderte von ihr: „Sei kein Mädchen“, und das war sie dann auch nicht. Eher eine gefühlskalte Psychopathin. Ihre ständige Sorge um ihre beiden Töchter passt da gar nicht ins Bild. Und wenn sie tatsächlich ihre Mädchen schonen wollte, würde sie nicht als eiskalte Rächerin durch die Lande ziehen. Ihr Ehemann Mark, die einzig sympathische Figur der Geschichte, stirbt bei einem Verkehrsunfall. Blum findet aber schnell heraus, dass er als Polizist einer heißen Geschichte auf der Spur war. Blum setzte seine Recherchen fort und da die Polizei sie nicht unterstützt, übt sie selbst tödliche Rache. Die detaillierten Beschreibungen der Morde erhöhen nicht gerade den Lesegenuss. Echte Überraschungen, wie man sie von einem Krimi erwartet, sind leider auch nicht eingebaut, außer die Identität des fünften Manns. Obwohl Blum aktiv die Handlung vorantreibt, zeigt sie doch die typischen Charaktereigenschaften der Heldinnen in schlechten Frauenromanen: Sie ist wankelmütig, dramatisiert gerne, wo es nicht nötig ist – wobei sie dann „innerlich schreit“. Andererseits ist sie eiskalt berechnend. Insbesondere benutzt sie die Männer. Immer wenn es schwierig wird, schläft sie mit einem Mann, um sich seine Unterstützung zu sichern. Abgesehen von den Gewaltszenen wirkt die Geschichte eher zusammengefasst als erzählt. Gefühle werden behauptet, aber oft nicht glaubwürdig. Der abgehackte Schreibstil bewirkt zusammen mit der starken Sprache und in Verbindung mit der unsympathischen Heldin den Eindruck einer Überdramatisierung. Die Dialoge klingen klischeehaft, wie einstudiert und durch schlechte Schauspieler lustlos aufgeführt. Grammatikalisch wechselt der Stil zwischen Präsens und Zukunftsform, was normalerweise eigentlich gut ist, aber hier den Eindruck des Künstlichen, Erfundenen noch erhöht. Ehrlich gesagt weiß ich gar nicht, warum jemand diesen perversen Roman lesen sollte.

Auch „*Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand*“ von Jonas Jonasson ist nicht gerade hohe Literatur. Unsympathische Personen stolpern durch eine unglaubwürdige Handlung. Alan flieht aus dem Altersheim vor seiner offiziellen Geburtstagsfeier zum hundertsten Geburtstag zum Fenster heraus. Auf seiner Flucht schreckt er nicht davor zurück zu stehlen und zu morden. Wenn zwei alte Männer mit einer Leiche Draisine fahren, finde ich das nicht mal mäßig lustig. Die ironisch-menschenverachtend-arrogante Erzählweise kombiniert mit indirekt erzählten Dialogen ist kein Genuss. Es stellt sich heraus, dass Alan nicht nur hundert Jahre Weltgeschichte als Beobachter miterlebt hat, sondern er war immer mitten drin, hat den Russen die Atombombe gebracht, Mao Tse Tungs Ehefrau das Leben gerettet, mehrere amerikanische Präsidenten persönlich gekannt, genauso Stalin und De Gaulle. Man kann sowas auch übertreiben!

Andrea Herrmann

Begegnung am Strand

Es war ein kühler Novembertag, der über der Lübecker Bucht graue, tiefhängende Wolken vor sich herschob. Selbst einigen verwegenen Möwen war es zu viel, und sie ließen sich unter heiserem Geschrei auf der Kaimauer nieder. Die Fischkutter, die sie umschwärmten hatten, lagen längst vertäut im sicheren Hafen. Ich genoss die kühle Brise und die Schaumkronen der aufgewühlten See. Fast geräuschlos landeten sie an und ließen den Strand dunkel und schwer erscheinen. Dann sah ich ihn: schwarze Pudelmütze, blauer, grob gestrickter Rollkragenpullover und hohe Gummistiefel, so ging er am Strand entlang. Er hatte mich nicht bemerkt, glaubte sich allein und unbeobachtet. Ich unternahm nichts, was dies hätte ändern können. Hin und wieder bückte er sich, um etwas aufzuheben, was aber meinen Augen verborgen blieb. Was es wohl sein mochte? Ich hatte nicht den Eindruck, dass er nach Muscheln oder etwa nach Strandgut suchte, das sich hier auch immer wieder anfindet, woher es auch immer gekommen sein mochte. Ich wunderte mich und versuchte vergeblich, dahinter zu kommen. Was konnte er wohl am Strand außer einigen Muscheln finden? Ich verharrte, seinen Blicken verborgen, hinter einer Düne, auf der spärliches Gras wuchs, das im Wind wie ein Fächer hin und her schwang. So beobachtete ich ihn einige Zeit. Ich genoss die klare Luft, die der Wind vom Meer her zu mir herübertrug, und die nach Salz, Jod und Fischen roch. Jetzt frischte der Wind auf und jagte die Wolken über den Horizont wie im Zeitraffer.

Erst als ich näherkam und auch sein Gesicht sehen konnte, fiel mir auf, dass er ein kleines Säckchen in der linken Hand trug, das leicht ausgebeult war, aber seinen darin verborgenen Inhalt nicht preisgab.

Ich war zu neugierig darauf, was er wohl im Sand gefunden hatte, um ihn nicht anzusprechen, zögerte aber noch etwas, bis ich ihm ganz nahekam.

Er hatte mich noch nicht bemerkt. Er war so sehr beschäftigt, dass er mich nicht kommen hörte, und erst als ich ganz dicht fast neben ihm stand, hob er erschrocken seinen Kopf. Ich grüßte ihn und fragte, was er denn im Sand finden würde, das er so geheimnisvoll in seinem kleinen Beutel verstecken musste. Als er meinen fragenden, erwartungsvollen Blick bemerkte, musste er lachen und dann antwortete er mir mit einer tiefen, etwas rostigen Stimme: „Ich suche Bernstein“. „Bernstein?“ Ungläubig sah ich ihn an, da ich hier an dieser Ecke der Ostsee dieses so wertvolle Harz nicht vermutete. Er lächelte verlegen, ja, fast als müsse er nun ein großes Geheimnis preisgeben, aber noch wollte er mir seine kleinen gehüteten Schätze nicht zeigen, die wohl auch hier immer wieder an den Ostseestrand gespült werden, und die es zu sammeln lohnte. „Eigentlich hätte ich Bernstein eher weiter östlich vermutet, aber hier ...?“ Bevor ich weiter reden konnte, fiel er mir ins Wort: „Nein, nein, überall hier an der Ostsee kann man Bernstein finden, man muss nur genügend Gespür und Muße dazu aufbringen. Wenn man Bernstein finden will, dann findet man ihn auch. Es ist nur eine Frage der Zeit. Man braucht dafür schon Geduld und auch ein gutes Auge, um den Bernstein von Glasstücken zu unterscheiden, die oft hier an den Strand gespült werden und in der Sonne wie Bernstein glitzern.“

Wir stellten uns gegenseitig vor. Er hieß Frederico Arellano Waelder. „Wie Sie sehen können“, ergänzte er verschmitzt, „bin auch ich zum Teil deutscher Abstammung, aber bei uns daheim wurde kein Deutsch mehr gesprochen. Das musste ich mir hier erst mühsam aneignen.“

Frederico war in Chile geboren, genauer gesagt in Osorno, dort, wo das Klima fast ähnlich ist wie hier, wenn auch die Winter oft nicht so streng werden wie bei uns. Die Jahreszeiten sind

dann auch durch die Lage auf der südlichen Halbkugel zu unseren entgegengesetzt. „Das Klima hier erinnert mich sehr an zu Hause. Auch Schnee hatten wir hin und wieder sogar in der Stadt.“ Dass er aus Chile kam, machte mich noch neugieriger. Seine Aussprache hatte es mich sofort vermuten lassen. Jetzt sagte ich ihm, dass wir ja ebenso gut Spanisch miteinander sprechen könnten. Dann erzählte ich ihm, dass ich einige Jahre in Chile für die deutsche Regierung gearbeitet hätte und – sehr erstaunt über den Zufall – sogar in seiner Heimatstadt Osorno. Dies lag erst ein Jahr zurück.

Frederico sah mich zunächst etwas ungläubig an. Er war weniger darüber erstaunt, was ich ihm berichtete, als vielmehr darüber, dass ich erst so kurz aus Chile zurückgekommen war und dazu noch aus Osorno. Er war jedoch nur kurz etwas sprachlos. War es mehr als nur reiner Zufall? Ich sagte ihm, was und wo ich in Osorno gearbeitet hatte, und er fragte mich nach bestimmten Plätzen und Geschäften und nach dem Leben dort allgemein.

Dann wollte er wissen, was sich denn dort verändert hätte. Ich berichtete ihm von dem Aufmarsch der Verfolgten des Pinochet-Regime, von den Frauen, die Transparente trugen und nach ihren verschwundenen Kindern und Männern fragten. Die verunsicherten Carabineros hielten sie in Schach und umkreisten sie, die friedlich durch die Straßen marschierten, auf ihren Motorrädern wie eine Herde von Schafen. Was dort vor sich ging, konnte ich sehr gut von meinem Balkon im fünften Stock eines Hochhauses beobachten und schoss sogar einige Fotos davon. Schließlich forderten die Carabineros die Menge mit Megaphonen auf, die Richtung zu ändern, und drängten den Marsch zum Zentralfriedhof ab. Immer wieder war es mir bereits früher aufgefallen, dass einige Personen die Straßenseite wechselten, wenn ihnen Carabineros entgegenkamen, die dies aber offensichtlich nicht bemerkten oder es aber nicht wahr haben wollten. Selbst nach einigen Jahren der Demokratisierung war die Angst oder zumindest Unbehagen gegenüber Polizei und Militär noch deutlich spürbar. Zu tief waren die Wunden, die das Militärregime gerissen hatte, als dass ihre Narben schnell verheilten.

Zahlreiche Flüchtlinge von damals waren auch wieder nach Chile zurückgekehrt, andere wiederum trauten dem Frieden nicht und waren nach all den Jahren im Exil zu ängstlich, um wieder zurück zu kehren.

Ich erzählte ihm von meinen Freunden, die ich dort schnell unter den Einheimischen gefunden hatte, und auch davon, dass ich nicht die Bekanntschaft einiger Deutsch-Chilenen machen wollte, die – so sagte mir einer meiner Freunde – sogar im Treppenhaus ihrer Finca ein Hitlerbild hängen hatten. Ich war darüber ebenso wenig erstaunt wie über die Einstellung dieser ewig Gestrigen. Was mich auch verwunderte, war, dass man zu gewissen Tageszeiten in der Post von Osorno fast mehr Deutsch reden hörte als Spanisch. Viele deutschstämmige Chilenen – meist reiche Finca-Besitzer – hatten damals die Machtübernahme durch das Militär begrüßt und standen hinter Pinochet und seinen Generälen. Für sie war es richtig, dass das Militär anders Denkende aus dem Weg schaffte. Manche Deutsch-Chilenen fühlten sich sogar mehr mit Deutschland als mit Chile verbunden, was einmal darin gipfelte, dass einer meiner Schüler mit spanischem Nachnamen und ohne nur ein Wort Deutsch zu können, mir sagte er wäre ja eigentlich Deutscher und kein Chilene. Daraufhin fragte ich ihn, ob er denn schon einmal in Deutschland gewesen wäre. Nein, antwortete er, aber sein Urgroßvater sei aus dem Schwarzwald nach Chile gekommen. Das ist doch egal, meinte ich nur, du bist hier geboren, so wie auch deine Eltern, also bist du Chilene. Er sah mich etwas verunsichert an, sagte dann aber nichts mehr.

Nein, sagte ich ihm, mit dieser Gesellschaft wollte ich nichts zu tun haben, selbst oder gerade, weil ich auch Deutscher war. Ich sagte ihm, dass es ein schicksalhafter Glücksfall war, ihn hier zu treffen. Für mich auch eine gute Gelegenheit, einmal wieder mit jemandem Spanisch zu

sprechen und mit ihm über die momentane Situation in Chile zu reden. Und noch dazu chilenisches Spanisch, das ich ja viel besser beherrschte, als das Spanisch, das man in Spanien spricht, und das mir etwas gestelzt vorkam.

Ich erzählte ihm auch, dass ich vor genau dreißig Jahren bereits einmal in Chile lebte und damals in der Entwicklungshilfe arbeitete. Ja, diese Jahre hatte ich noch gut vor Augen, obgleich sie bereits lange zurück lagen. Damals feierte ich meinen 21. Geburtstag in Antofagasta mit meinen Freunden. Federico kannte Antofagasta im Norden Chiles. Mit meinen dortigen Freunden war ich noch regelmäßig im Briefkontakt. „Ah, Antofagasta,“ meinte er, und fuhr fort: „eine schöne Stadt mitten im Nirgendwo, mit dem Blick zum Pazifik und der Vorkordillere, die dann allmählich in die Atacamawüste übergeht und dem Wahrzeichen Antofagastas im Meer, der ‚Portada‘, einem großen natürlichen Tor aus Muschelkalk mitten im Wasser mit sehr gefährlicher Strömung.“ Er hatte Verwandte dort, einen Onkel, Inhaber eines Fischrestaurants, wovon er ganz gut leben konnte. Ich erzählte ihm von meiner Arbeit als Lehrer an der Akademie der Schönen Künste der „Universidad del Norte“, wo ich Kunststudenten ausbildete, und dass ich auch ehrenamtlich im Regionalmuseum arbeitete, es mit aufbaute und vom ersten Reiseführer über die Atacamawüste, herausgegeben von Mitarbeitern des Museums, der von mir illustriert wurde. „Ich selbst bin aber in Osorno geboren“, sagte er mir.

Da ich ja selbst den Militärputsch in Chile nicht erlebt hatte, fragte ich ihn danach, wie er diese Zeit erlebt hatte. Natürlich hatte ich auch in Chile mit meinen Freunden gesprochen, die im Land geblieben waren und diesen Albtraum erlebt hatten. Einige aber – Anhänger Allendes – waren in Osorno geblieben und wollten mir nicht viel erzählen. Dafür erfuhr ich umso mehr von Rückkehrern, die viele Jahre im Exil verbracht hatten, weil sie zu Recht fürchteten, umgebracht zu werden. Manche von ihnen hatten Chile über die nahe Grenze nach Argentinien den Rücken gekehrt.

Da erzählte mir Federico seine Lebensgeschichte und wie es ihn hierher an die Ostsee verschlagen hatte. Er war von Beruf Maschinenbauingenieur und aktives Mitglied der Unidad Popular gewesen. Als Allende dann 1970 als erster sozialistischer Präsident durch eine demokratische Wahl ins Amt gewählt wurde, waren zuerst alle einmal euphorisch. Federico sah endlich einen Sinn in seinen Aktivitäten in der MIR, dem linken revolutionären Bündnis. Er war noch jung und nicht verheiratet, brauchte also auf keine Familie Rücksicht zu nehmen, und vertrat seine Partei so gut er konnte. Alle freuten sich, dass endlich etwas für die Armen getan wurde. Schon Präsident Frei, der dann ja von Allende abgelöst wurde, hatte erste zögerliche Landreformen in Angriff genommen, was den reichen Finca-Besitzern missfiel. Die Euphorie über den Machtwechsel durch die Ära Allende fand dann aber ihr abruptes Ende durch den Putsch des Militärs unter Pinochet am 11. September 1973, sieben Tage vor dem Nationalfeiertag Chiles. Er erzählte mir, als er damals hörte, die chilenische Luftwaffe habe begonnen La Moneda, den Regierungssitz in Santiago, zu bombardieren, wollte er mit einigen Kameraden Präsident Allende zu Hilfe eilen. Sie gerieten aber unter heftigen Beschuss des Militärs und drei seiner Kameraden bezahlten diese Aktion mit ihrem Leben. Es war sinnlos gewesen, weiter zu kämpfen. Nur mit viel Glück war es ihm schließlich gelungen, einer Verhaftung zu entgehen. Ein Freund hatte ihn mit seinem Motorrad aufgegriffen und zu einem Arzt gefahren, der den Streifschuss an seinem Arm behandelte.

„Jetzt hatte ich nur die Wahl, entweder auch verhaftet zu werden, oder aber Schutz in einer ausländischen Botschaft zu finden. Letztere war wohl die klügere Entscheidung und so begab ich mich mit einer kleinen Reisetasche mit dem Notwendigsten darin, die mir ein Nachbar aus meiner Wohnung geholt hatte, zur Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in der Calle

Augustinas, im Zentrum von Santiago. Ich hatte es aber nicht rechtzeitig dorthin geschafft, bevor das Militär das Botschaftsgelände abriegelte und so verhinderte, dass weitere Flüchtlinge dort Unterschlupf fanden. Trotzdem hatte ich großes Glück. Der Freund half mir und brachte mich mit seinem Motorrad aus der Gefahrenzone. Die Botschaft hatte ohnehin kaum noch Platz für die vielen Menschen, die dort Zuflucht suchten. Es hieß erst einmal ausharren und abwarten, was weiter geschehen würde. Natürlich hatten alle Angst davor, in die Fänge des Militärs zu geraten. Und so geschah es meinen Landsleuten.

Die Soldaten riegelten die Botschaftsgebäude ab. Alle die dorthin fliehen wollten und nun vor verschlossenen Toren standen, wurden auf der Stelle verhaftet und auf LKWs des Militärs mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Wer sich der Verhaftung durch Flucht entziehen wollte, wurde auf der Stelle erschossen. Vom Rücksitz des Motorrads konnte ich gut erkennen, was auf der Straße geschah.

Mein Freund brachte mich mit seinem Motorrad über die Grenze nach Argentinien. Dort halfen ihm dann gleichgesinnte Chilenen weiter, die sich auch über die Grenze retten können. Von anderen Flüchtlingen hörte er, dass viele Anhänger Allendes verhaftet und in das Nationalstadion von Santiago gebracht wurden. Dort erwartete sie ein ungewisses Schicksal. „Sie kennen die Geschichte unseres chilenischen Nationalsängers Víctor Jara?“, fragte er mich. „Die Militärjunta hatte ihn ins berühmte Stadion in Santiago verschleppt, dort brach man ihm die Finger beider Hände. Noch mit gebrochenen Fingern soll er dort Gitarre gespielt und gesungen haben, bevor man ihn folterte und erschoss.“ Ich nickte schweigend. Die Geschichte Víctor Jaras kannte ich nur zu gut. Noch heute höre ich gerne seine Lieder, geben sie doch die Situation im damaligen Chile so gut wieder. Sie sind einfühlsam, mit guten Texten und mit viel Herz. Für viele Chilenen war er zum Volkshelden geworden. Und ich sagte ihm auch, dass ich dessen Lieder auf Schallplatten hatte. Ich war stolz, dass sie noch nach so vielen Jahren ohne Kratzer waren. Ein kurzes Lächeln, dann fuhr er fort: „Aber selbst Argentinien war für uns Flüchtlinge nicht sicher. Die Regierung wollte sich nicht mit den chilenischen Generälen anlegen. Wir, die wir Hals über Kopf Chile verlassen mussten, konnten uns nicht einmal mehr von Verwandten oder Freunden verabschieden. Alles ging sehr schnell, und auf dem Weg nach Argentinien ging mir vieles durch den Kopf. Der Schock saß sehr tief, und ich wusste nicht, ob ich Chile jemals wiedersehen würde. Ein Gefühl, das wohl jeden erschleicht, der in eine solche Situation gerät. Ich fühlte mich erst einmal sehr erleichtert, als wir argentinischen Boden erreichten. Ich hörte dort, dass die meisten meiner Mitstreiter von Soldaten verhaftet und erschossen worden waren oder einfach im Nichts verschwanden. Da ich aber Freunde in Lübeck hatte, die ich, als sie vor Jahren Osorno besuchten, kennen lernte und die für mich bürgten, fand ich mich – erst einmal in Deutschland gelandet – auch schon sehr schnell im Zug Richtung Lübeck wieder. Dazu muss ich sagen, dass mir die deutsche Botschaft in Buenos Aires sehr behilflich war und meine Ausreise nach Deutschland ermöglichte.“

Sie wussten Bescheid und erwarteten mich schon ungeduldig am Bahnhof. Im Flugzeug nach Frankfurt hatte ich viel Zeit, über alles nachzudenken. Irgendwie kam ich mir auch etwas schäbig und feige vor, jetzt mein Heimatland zu verlassen, wo der Widerstand jeden in Chile brauchte.

Aber vielleicht konnte ich ja von einem neutralen Standort aus auch etwas bewegen, ohne Gefahr für Leib und Leben riskieren zu müssen. Meine Gefühle waren zerrissen so wie mein ganzes Land, das ich verlassen hatte. Über die Zukunft in Deutschland machte ich mir zunächst keine Gedanken. Meine Freunde würden schon alles für mich regeln, dessen war ich mir sicher. Die Freude, mich unversehrt zu sehen, war riesig. Ich war nicht nur sehr froh, bei ihnen zu sein, sondern noch mehr darüber, dass ich der Hölle in Chile entronnen war. Hier musste

ich nicht um mein Leben fürchten. Allerdings hatte ich von meinen Geschwistern und Eltern nichts mehr gehört. Das beunruhigte mich sehr und machte mich auch traurig, vor allem wegen der Ungewissheit, was wohl mit ihnen geschehen war. In Argentinien hatte ich gehört, dass das Militär auch Angehörige verhaftete, wenn sie denjenigen, den sie eigentlich verhaften wollten, nicht vorfanden. Sie schlugen vor Wut im Haus alles kurz und klein und verbrannten alle Bücher, die sie für linke Literatur hielten. Alles, was in anderen Sprachen gedruckt war, wurde ebenso vernichtet. Ich hatte keine Zeit mehr vor meiner Flucht, noch einige meiner Lieblingsbücher einzupacken.

Wie ich bereits erwähnte, bin ich von Beruf Maschinenbauingenieur, konnte aber leider nicht in meinem Beruf hier in Deutschland arbeiten, da meine Sprachkenntnisse zu gering waren. So nahm ich zunächst an einem Deutschkurs teil, da ich jetzt ganz schnell die Sprache lernen musste. Karl und Hilde, meine Lübecker Freunde, besorgten mir dann sehr schnell eine Stelle in einer Autowerkstatt, eine Arbeit, die mir lag, und die ich auch gut beherrschte, da ich mich mit Motoren gut auskannte. Zuerst wohnte ich noch einige Monate bei meinen Freunden in Lübeck, die in ihrem großen Haus genügend Platz hatten. Ich hätte sicher auch noch viel länger bei ihnen wohnen können, aber irgendwann wollte ich doch auch auf eigenen Füßen stehen. Es war ja nicht zu erwarten, dass ich zumindest in den nächsten Jahren nach Chile zurückkehren konnte. Über Umwege hörte ich, dass zwar meine Familie nicht in Gefahr war, dass aber viele meiner Freunde in Chile vom Militär verhaftet und grausam gefoltert wurden. Einige galten als vermisst, andere wiederum waren erschossen worden. Von einigen sicheren Quellen hörte ich auch, dass von den Militärs gefangen genommene Personen lebend über dem Pazifik aus großer Höhe aus Militärflugzeugen ins Meer geworfen wurden. Andere Gefangene sperrte man in Konzentrationslager. Eines davon war eine ehemalige verlassene Minenstadt in der Atacama. In Antofagasta zum Beispiel wurden fast alle Ärzte des Hospitals gefangen genommen und dorthin transportiert. Von vielen hörte man nie wieder etwas. Sie haben sie wohl irgendwo in der Wüste verscharrt. Es war wie hier in Deutschland unter Hitler. Wen man nicht mochte oder wenn einem jemand im Wege stand, wurde er beim Militär als Kommunist oder Staatsfeind denunziert und dann sofort verhaftet und fortgeschafft. So verschwanden viele und wurden nie mehr gesehen. Ich hätte nach Chile zurückkehren können, nachdem Präsident Alwyn gewählt worden war. Das chilenische Volk hatte sich eindeutig gegen die Schreckensherrschaft des Militärs und Pinochet ausgesprochen, nach wiedererlangter Freiheit und der demokratischen Rechte. Aber nach siebzehn Jahren in Deutschland, wo ich auch meine Frau kennen lernte, wollte ich nicht mehr dorthin zurückkehren. Mein Platz ist jetzt hier. Vielleicht hatte ich auch Angst davor, dass es wieder zu einem Putsch des Militärs kommen könnte. Nach allem was geschehen war, konnte man davor nicht sicher sein. Also bewarb ich mich um die deutsche Staatsbürgerschaft, die ich mittlerweile besitze, und werde wohl für immer hier bleiben. Nur meine Familie in Chile werden wir einmal besuchen, wenn ich das Geld für den Flug zusammengespart habe. Leider sind die Flüge nach Südamerika immer noch viel zu teuer.

Meine Frau würde sich sicher freuen, Sie kennen zu lernen“, wandte er sich an mich. „Eigentlich können wir das ‚Sie‘ doch auch weglassen“, meinte ich. „Für Chilenen heiße ich einfach Andrés, das ist einfacher. Du erinnerst dich an den chilenischen Schriftsteller Andrés Sabella, den hier leider niemand kennt und der den Roman ‚Norte Grande‘ geschrieben hat?“ Leider kennt man hier in Deutschland außer Pablo Neruda kaum einen chilenischen Dichter oder Schriftsteller, und auch Neruda wurde hier nur bekannt, weil er den Nobelpreis für Literatur erhielt. Es ist eigentlich schade, aber es wird viel zu wenig gute lateinamerikanische Literatur übersetzt. Wäre das nicht auch etwas für dich, Frederico? Chilenische Literatur ins

Deutsche zu übersetzen und umgekehrt?“ Frederico aber schüttelte nur seinen Kopf: „Ja, leider fehlt mir hierzu die notwendige Qualifikation, um für große Verlage Übersetzungen zu machen. Für kleinere Verlage ist das schon eher möglich. Du weißt ja, Andrés, wie wichtig hier in Deutschland die notwendigen Zeugnisse sind. In Chile ist das ganz anders, da kommt es mehr darauf an, was man kann, als ein Zeugnis vorweisen zu können.“ „Ja, Frederico, das ist mir schon klar“, erwiderte ich. „Leider ist das hier so, und aus diesem Grund verkennt man hier oft die wahren Talente.“ Dann fügte ich hinzu, dass ich gerne seine Einladung annehmen würde und wir vereinbarten ein Treffen für das kommende Wochenende. Sicher gibt es da noch vieles mehr, was wir besprechen können. „Du musst wissen, Andrés“, sagte er, „ich habe meine Frau hier am Strand kennengelernt, als wir beide nach Bernstein suchten. Es ist reiner Zufall gewesen, dass wir uns trafen, und es war wohl Liebe auf den ersten Blick, wie man das so schön sagt. Meine Frau hatte eine Ausbildung als Goldschmiedin, und ihr gehört ein kleiner Goldschmiedebetrieb. Ich habe schon als Jugendlicher gerne mit Metall gearbeitet. Aus alten chilenischen Pesomünzen formte ich Ringe und Halsschmuck für meine Familie. Sehr schnell hatte ich mir hier die Fähigkeiten angeeignet, die zur Herstellung von Bernsteinschmuck notwendig sind. Im Winter ist das Geschäft leider ruhiger, weil dann weniger Touristen hierher kommen, die den Schmuck kaufen. Aber durch das Internet ist es uns jetzt auch möglich, unsere Arbeiten in alle Welt zu verkaufen, selbst an Juweliere in Chile.“ Jetzt musste er wieder lachen und dann deutete er auf den kleinen Beutel. „Hier, Andrés, damit du weißt, wovon ich rede. Sieh her, heute habe ich ein besonders schönes Stück Bernstein gefunden mit einem Einschluss einer Fliege, die vor Jahrmillionen einmal lebte. Ist es nicht Wahnsinn, dass man sie noch heute so unversehrt eingeschlossen in Bernstein sehen kann? Es ist wie ein Wunder!“ Er leerte den Beutelinhalt auf dem trockenen Sand aus und zeigte mir stolz Stück für Stück dieses braunen Goldes. „Hast du von dem Bernsteinzimmer gehört?“, fragte ich ihn. „Bis jetzt blieb es verschollen, und es wird vermutet, dass es irgendwo vergraben wurde.“ „Ein Wahnsinn“, erwiderte Frederico, „kann man sich das überhaupt vorstellen? Ein komplettes Zimmer aus Bernstein? Das übersteigt meine Fantasie.“

Da ich seit einiger Zeit wieder gute Kontakte nach Chile habe, fragte ich einen meiner Freunde in Antofagasta, ob er mir nicht rohe Achate, Onyx und Lapislazuli nach Deutschland schicken könne, um diese hier zu Schmuck zu verarbeiten. Nach einiger Zeit funktionierte das auch ganz gut. So können wir noch anderen Schmuck außer mit Bernstein anbieten. Sogar bis in die Schweiz und nach Frankreich liefern meine Frau und ich jetzt Schmuck. Bist du eigentlich verheiratet, Andrés?“ „Nein, Frederico“, antwortete ich ihm, „aber ich habe eine Freundin, und wir werden sicher auch bald heiraten. Mein Beruf und meine zeitlich begrenzten Auslandsaufenthalte machten es mir nicht gerade leicht, eine Familie zu gründen. Was aber arbeitest du im Winter, wenn die Touristen ausbleiben?“

„Im Winter gebe ich Mal- und Zeichenunterricht an der Volkshochschule. Hin und wieder kann ich auch als Übersetzer für verschiedene kleine Verlage arbeiten. Wie ich dir schon sagte, ist dies aber äußerst schwierig, und man muss schon einige Beziehungen haben, um an einen solchen Job heran zu kommen. Es sprach sich hier aber schnell herum, dass ich aus Chile komme. Einige Freunde verhalfen mir schließlich zu den notwendigen Kontakten. Du weißt ja, wie reich und vielseitig die lateinamerikanische Literatur ist. Leider kennt hier außer Pablo Neruda, der ja kurz nach dem Militärputsch an, – wie man sagt –, gebrochenem Herzen starb, kaum jemand unsere Dichter. Nicht einmal unsere große Dichterin Gabriela Mistral, die auch einen Nobelpreis erhielt, ist hier bekannt, und das will ich ändern. Übrigens war der Trauerzug Nerudas die erste öffentliche Kundgebung gegen die Militärregierung. Man muss sich einmal vorstellen, sogar das Haus unseres großen Dichters wurde von Soldaten zerstört und

geplündert. Du hast sicher von dem Lager ‚Dignidad‘ im Süden Chiles gehört, das ein deutscher Sektenführer wie ein Konzentrationslager unter den Nazis führte? Der arbeitete nach dem Militärputsch mit den Generälen zusammen, und auch dort wurden Gefangene eingesperrt, gefoltert und getötet. Das alles war eine Schande für unser Land. Ich habe hier in Deutschland meine Arbeit gefunden, das hilft mir, vieles zu vergessen, und so wird es mir zudem auch nie langweilig.

Meine Frau würde sehr gerne schon bald mit mir nach Chile fliegen. Sie brennt darauf, meine Heimat und meine Eltern und Geschwister kennen zu lernen. Bisher kennt sie sie nur aus meinen Erzählungen, durch unsere Telefonate und Briefe oder von den Fotos, die meine Verwandten mir schickten. Aber bisher war ich noch nicht bereit, Deutschland zu verlassen, und sei es auch nur für einen Urlaub. Die Angst, doch vielleicht noch verfolgt zu werden, ist zu groß und steckt noch immer tief in mir.“

Er hielt einen Moment inne und öffnete vorsichtig das Leinensäckchen, das er wieder eingesteckt hatte, nachdem er mir die verschieden getönten Bernsteinklumpen gezeigt hatte. „Hier, bitte suche dir einen davon aus, ich möchte ihn dir als Andenken an unser Treffen hier am Strand schenken und für dich bearbeiten. Wenn sie geschliffen und gefasst sind, glänzen sie in der Sonne wie reines Gold“, meinte er lächelnd. „Bei mir in der Werkstatt habe ich einige Muster der Fassungen. Deine Freundin wird sich sicher über ein solches Geschenk freuen.“ Ich suchte mir einen kleinen milchig-gelben heraus, aber er schüttelte nur den Kopf: „Nein, Andrés, du sollst schon einen schöneren von mir bekommen. Gefällt dir nicht dieser hier mit dem eingeschlossenen Insekt? Keine Widerrede, den sollst du bekommen und keinen anderen. Ich werde ihn dir fassen und an einer silbernen Gliederkette befestigen. Zu Bernstein passt eher Silber als Gold.“ Noch bevor ich etwas erwidern konnte, hatte Frederico den kleinen Beutel schon wieder in seine Tasche gesteckt.

Wir gingen noch ein ganzes Stück gemeinsam und dann zeigte er mir sein Haus, das etwas versteckt hinter einem Kieferhain lag. „Aber nicht vergessen“, erinnerte er mich nochmals, „am kommenden Sonntag zur ‚Once‘ um 17 Uhr bei uns und dann bleibst du auch mindestens bis zum Abendessen. Meine Frau wird sich sicher freuen. Es ist doch etwas anderes, wenn sie aus deinem Mund etwas über Chile hört, als wenn nur ich davon spreche.“

Ich bedankte mich bei ihm für die freundliche Einladung, und dachte insgeheim, dass diese Art der Gastfreundschaft für Chilenen typisch war. Ich freute mich schon auf den kommenden Sonntag und brannte darauf, ihn wiederzusehen. Daheim hatte ich noch eine gute Flasche chilenischen Rotwein einer Marke, die es hier noch nicht zu kaufen gab, und die wollte ich den beiden mitbringen, um mit ihm und seiner Frau auf Chile und auf unsere neue Freundschaft anzustoßen.

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Frühlingserinnerung

1991 war der Frühling besonders schön. Er kam ungewöhnlich zeitig. Schon Anfang Februar, als die Tage endlich länger und heller wurden, stand er vor der Tür. Ich vermutete, dass er unsere ohnehin schon frohe Stimmung in einen Glücksrausch verwandeln und unsere noch im Dunkeln keimenden Gefühle unter einer wärmenden, gleißenden Sonne aufblühen lassen wollte. Ich sollte mich ebenso wenig irren wie die Amsel, die schon seit Wochen im Gärtchen hinter unserem Haus das Nahen des großen Ereignisses verkündete. Um den 15. Februar herum nickten die ersten Schneeglöckchen mit ihren zarten Köpfchen, Knospen sprangen auf und junges Gras spross an allen erdenklichen Stellen. Es wurde so warm, dass ich fast täglich meinen Stuhl an das offene Fenster rückte und mich sonnte – im obersten Stockwerk unseres Hauses, im höchstgelegenen Stadtteil von Paris, hoch über allen Dächern.

Das neue Leben veränderte die ganze Stadt. Alles schien aus einem langen Schlaf zu erwachen. Die Gesichter der Menschen sahen fröhlicher aus, ihre Bewegungen wirkten leichter und ungezwungener. An Markttagen erinnerte mich das Treiben auf der Straße an ein großes Frühlingsfest und ich fand, dass die rauen Stimmen einiger Händler jetzt beinahe liebenswürdig klangen. Am 20. Februar machte ich einen langen Spaziergang. Ich ging treppauf, treppab und kam an Häusern vorbei, die nur einmal im Jahr schön aussahen – nämlich im Frühling. Die Sonne malte riesige Flecken auf ihre ehemals weißen, nun abblätternden Fassaden und öffnete ihren blinden Fenstern die Augen. Lange Schatten, die einen letzten Hauch winterlicher Kälte bargen, fielen hier und da auf die Bürgersteige und ließen mich frösteln. Ein paar Schritte weiter umarmte mich wieder das Sonnenlicht, glücksverheißend und frühlingstrunken. Es verwandelte unser schmutziges Belleville in eine helle, freundliche Vorstadt und mir war klar, dass es weit und breit keine schönere gab.

Unterdessen hatte sich der Winter in die dichten Büsche und kahlen Grotten des Parks Buttes-Chaumont zurückgezogen. Dort saß er zusammengekauert und schmiedete böse Pläne. Doch seine Kräfte reichten nicht mehr aus, den Frühling zu vertreiben. Der legte einfach seinen zartgrünen Teppich auf die beiden Hügel des Parks und spielte in den noch kahlen Baumkronen. Die Sonnenstrahlen jagten sich um den kleinen Tempel, der auf einem künstlichen Felsen thronte, und tauchten in das kalte Wasser des Teichs. Auf den eben noch verwaisten Bänken saßen verliebte Pärchen, die den Sonnenschein im Herzen trugen.

Wie eine gigantische Woge aus Licht und Farben, Wärme und Düften rollte der Frühling heran. Die Woge war so hoch und so kräftig, dass ihr einfach nichts und niemand auszuweichen vermochte, auch wir nicht. Sie strömte in die Seelen der Menschen und flutete in alle Ecken und Winkel unseres Viertels. Von hier ergoss sie sich über die Dächer und Kirchtürme der großen Stadt bis hin zu den Höhenzügen, die scheinbar noch schlummernd in dunstiger Ferne lagen. Alles grünte und blühte binnen weniger Tage. Uns hatte das frühe Erwachen Flügel verliehen. Wir hielten uns ganz fest an den Händen, schlossen die Augen und schwangen uns empor, der Sonne entgegen.

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie hat diverse Kurzgeschichten und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. 1999 erschien ihr Prosaband „Geißblattgeflüster“. Als Sachbuchautorin hat sie mehrere Bücher und Artikel zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen publiziert.

Ein bisschen Huhn kann manchmal Wunder tun

Claudia und Freundin Vera waren recht zufrieden mit dem, was sie bisher im Förderverein ihrer Kita bezüglich des Voranbringens der Anerkennung neuer pädagogischer Ideen erreicht hatten. Aber jetzt sollten auf einmal Hühner herhalten. Jawohl, Hühner! Und das sollte kein Lustspielfilm werden.

„Aber Hühner sind doch bloß ein paar dumme Geflügeltiere, die im Dreck picken“, meinte eine konservativ denkende Mutter. Weiter fiel ihr dazu nichts ein!

„Das ist ja ein furchtbares Vorurteil“, tat Claudia, die Präsidentin des Fördervereins, diesen Einwurf ab: „Sie haben ja bloß Angst, dass Ihr Mäuschen mal gepickt werden könnte. Inzwischen sind aber Hühner als Lebewesen in der Pädagogik für diese Wissenschaft längst eine Herzensangelegenheit geworden!“ „Schließlich birgt das Zusammenspiel von Kita-Kind und Geflügeltier sehr viele Gewinne für beide Seiten“, unterstützte Vera ihre Freundin Claudia zusätzlich.

Nun, Claudia scherte der Einwurf der ängstlichen Mutter nicht, denn wenn es um den Förderverein dieser Kita ging, kannte sie keine Grenzen. Sogar die Haare ließ sie sich bunt färben – jeden Monat anders – was die Firma ‚Kunterbunt‘ erfreute, die diesen Fördervereinskopf zu tönen geruhte, gut daran verdiente, auch wenn Claudias Mann das alles als liebesfeindlich deklarierte – auch einmal monatlich.

So war halt Claudia, die immer glaubte, für die Kinder klug zu handeln. Deshalb sagte sie noch einmal und das sehr deutlich, damit keiner auf den Gedanken käme, fleißig zu widersprechen: „Wir brauchen was Neues, was in der Pädagogik noch nie Dagewesenes! Und das sind halt die Hühner!“

Und tatsächlich, alle sahen sie verblüfft an. „Ich habe in der Talkshow der Kunigunde Luchsohr am Sonntagabend den Professor Vielschwatz gehört. Hühner seien das neue große Ding in der neuen Pädagogik.“ Claudias Augen blitzten.

„Na, na, na, kommen Sie zu sich!“ rief eine Mutter dazwischen. Claudia reagierte nicht auf sie. „Und deshalb schenken wir den Kindern ein paar Hühner! Ohne Hühner geht da nichts!“

Jedes der Fördervereinsmitglieder, das auf einem Nachdenkstuhl saß, hatte nach mehreren Tassen Kaffee und unbestimmten Mengen an Tortenstückchen begriffen, dass die Kleinen durch die Hühner Verantwortung erlernten und diese als Grundbestandteil ihres Kita-Daseins zu betrachten hätten.

„Und denkt an die Eier, die auch sehr wirksam für die Haut sind, gibt man zum Eigelb noch einige Tröpfchen Zitrone!“ (Darauf nämlich schwörte Claudia.) „Unterbringen müssen wir sie in einem Fertigstall, der besorgt werden muss. – Und außerdem beteiligen sich unsere Kleinen an der vierten Gockelkrähmeisterschaft im nahen Gocklingen. Damit sie nicht frieren, werden wir die Kinder in fedrige Kostüme stecken, die dann zu den Mikrofonen stolzieren und dort hinein gackern und krähen, was das Zeug hält.“

„Soll das etwa eine glückliche Idee sein?“

„Bestimmt flippt das vergnügte Gewimmel der Kleinen aus und spendet frenetischen Beifall. Die schickste Henne und das niedlichste Küken kriegt noch einen Preis.“

Als das Herr Artus hörte, wollte er zu Hause gleich ein Hühnerlied komponieren und den Text dazu erdichten. Claudia nickte beifällig und meinte dann, sie habe alles durchgerechnet, denn sie war in alten Zeiten mal Unternehmensberaterin. Vielleicht würde für Herrn Artus auch ein

kleines Honorar rausspringen, und wenn es ein paar kostenlose Hühnereier wären. Der schüttelte zustimmend den Kopf und freute sich schon jetzt auf die Bereicherung seines Abendbrottes und begann leise eine verstümmelte Liebesballade zu summen über das, was auf die Kinder an Hühnern zukommen sollte.

„Denn Tiere gewinnen in der Pädagogik an großer Bedeutung. Die werden Vorbilder“, behauptete Claudia.

„Das verstehe einer, wer will!“

„Denken Sie nur an die Lamas, die von den Jobcentern eingeteilten Arbeitslosen engagiert herumgeführt werden, um so für den Arbeitsmarkt fit zu werden.“

„Wenn sich das so lohnt, Frau Claudia, dann kaufen wir schnellstens die Hühner, um so unsere Kleinen zu Führungskräften zu erziehen“, begeisterte sich der Dichter und Komponist. „Und das, was Herr Artus gerade sagte, unterstützt das, was ich Ihnen vorlesen möchte!“ Und Claudia schwenkte wedelnd einen Zeitungsausschnitt vor den Nasen der Fördervereinsmitglieder: „Hier wird über meine Nachbarin geschrieben, die mit ihrem Hund durch die Schulen und Kitas zieht und dort mit ihm sogar Unterricht erteilt. Das Land unterstützt zudem dieses Projekt! Sie lässt es sich angelegen sein, gemeinsam mit ihrem Labradormix den Kindern zu erklären, wie man gut mit Tieren umgeht.“

„Na bitte, da werden ja Führungskräfte vorbereitet“, jubelte Herr Artus.

„Na klar, wenn sie genau wissen, wie man mit einem Tier umgeht, kann ich jedes Tier streicheln, was mögen Tiere überhaupt nicht und so weiter.“

Nach zwei Wochen kam Claudias Hühnerkreuzfahrt ins Stocken, denn sie hatte über das Wochenende die geflügelten Wesen in persönliche Pflege genommen, die sie als Pflegerin in einen Schwebestand zwischen Verzweiflung und Verfinsterung stürzten. Der Vera zeigte sie ein Huhn, das ein Bein gebrochen hatte.

„Als ich unser Konzept probierte“, sagte sie, „ist es passiert. Dabei haben wir doch diese Biologiestudentin als ehrenamtliche Vorsitzende des Tierschutzvereins. Gewissermaßen muss auch ich ihrem Anliegen mehr folgen, mehr Verständnis, Mitgefühl und liebevollen Umgang und Toleranz gegenüber anderen Lebewesen entwickeln.“

„Und was nun?“ tummelte sich eine Mutter in der ersten Reihe.

„Mach es doch wie die Bauern, dreh dem Tier einfach den Hals um, dann fällt es eben mal in der Schlacht für die neue Pädagogik; der Wissenschaft müssen auch Opfer gebracht werden!“ riet eine andere Mutter leichthin.

Claudia stand vor ihr und schüttelte den Kopf aufgrund dieses heillosen Vorschlages und verzog keine Miene.

„Nein, das bringe ich nicht fertig, so tough bin ich noch nicht! Ich rannte stattdessen zu meiner Nachbarin, die nicht nur einen Tierschutzclub für Kinder ins Leben gerufen hatte, sondern auf ihrer Visitenkarte stand auch ihr Projekt ‚MOBILER TIERSCHUTZLEHRER‘. Damit ist etwas eingetreten, was für mich überraschender Weise sichtbar wurde, da wich ein Mensch vom ganzen eklen Umweltgeschwätz ab und wurde praktisch tätig. Nach kurzem Geplauder schickte die mich zum Tierarzt. Der bot mir eindrucksvoll an, das Hühnerbein zu schienen – stellt euch vor – für etwa 80 Euro!“

„Nein, das wird wohl für die Pädagogik und unsere Kinder zu aufwendig mit der Zeit!“

Es folgte eine Menge Stimmengewirr.

„Und dann schließt sich vielleicht noch eine Hühner-Reha an!“ spöttelte eine andere. „Deshalb denke ich: Unsere lieben Kleinen sollen lieber klein und lieb bleiben und nicht schon jetzt Führungskraft in der Familie werden, sonst ist es vielleicht aus mit der blühenden und

betriebsamen Familienpolitik! Das mag ich nun gar nicht! Ich mache da auch kein Hehl daraus!“

So floss dieses schöne Sitzungsereignis dahin. Gewiss wird es zu erwarten sein, wie das Ganze ausgegangen ist! Jedenfalls hat jemand etwas getan und nicht nur über Umweltschutz geplappert, wie es heute (fast) überall gang und gäbe ist!

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/ Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

Schrecken eines Hurrikans

Der Himmel war zweigeteilt: Über dem Hof spannte sich noch immer der blaue Herbsthimmel, während sich über dem Meer dunkle Wolken zusammenballten. Sie drängten sich ungewöhnlich tief über dem Norddeich wie eine angriffslustige Herde. Hein Glückstadt aß eilig sein Tofuschnitzel auf und nahm seine Jacke und Autoschlüssel vom Haken an der Tür. Er überquerte den Hof, setzte sich in sein Solarmobil und betätigte den Startschalter. Das Fahrzeug schnurrte los, und das Radio schaltete sich von selbst ein: „... ein Hurrikan an der Nordseeküste Deutschlands. Darum empfiehlt der Deutsche Wetterdienst allen Küstenbewohnern, heute möglichst das Haus nicht zu verlassen.“

„Tja“, dachte sich Hein Glückstadt, „das würde ich ja gerne, aber ich muss nach meinen Tieren sehen und das Windrad sichern.“ Er fuhr gleich zum neu errichteten Außendeich, wo seine Rinder friedlich weideten. Früher konnte man weiter hinausfahren, erinnerte er sich. Dort hatten sich der Ort und sein alter Hof befunden. Aber das ständig ansteigende Meer hatte sich alles geholt.

Er befand sich kurz vor dem Kraftwerk, als das Wetter umschlug. Der Himmel verdunkelte sich, und die Sonne war verschwunden. Schatten fiel auf die Windschutzscheibe. Der Motor des Wagens ruckelte und stand dann ganz. „Mist“, dachte Hein, „ich hätte den Akku in der Mittagspause aufladen sollen!“ Bei seiner frühmorgendlichen Fahrt zur Bürgerversammlung hatte er den wohl leider geleert und anschließend nicht auf den Ladestand geachtet.

Hilflos musste er mit ansehen, wie vom Meer her eine gigantische Windhose auf den Windpark zu raste. Hein blieb im Fahrzeug sitzen, obwohl sein leichtes Mobil aus karbonverstärktem Kunststoff von diesem Sturm wie ein Spielzeug herumgewirbelt werden würde. Weder konnte er mit leerem Akku dem Hurrikan davonfahren, noch hätte er sich zu Fuß retten und irgendwo sicher unterstellen können. Das Land war hier eben wie ein Präsentierteller, ohne jegliche feste Gebäude. Bange beobachtete Hein, wie die Windsäule hin und her irrte und dabei Gras, Erde und Zäune aufwirbelte.

Schließlich entschied sich der Hurrikan anscheinend für das Windrad als Opfer. Hein sah, wie die Windhose den Rotor des Kraftwerks packte, ihn wie ein Stück reifes Obst aus der Verankerung riss, durch die Luft wirbelte und in der Nähe des Deiches krachend zu Boden

warf, dort wo sich die Kuhherde am einen Ende der Weide dicht zusammengedrängt hatte. Dabei wurde der Stier von einem der Rotorblätter erschlagen. Die anderen Tiere liefen vor Schreck in alle Himmelsrichtungen davon.

Der Hurrikan zog weiter ins Landesinnere als sei er mit seinem Werk hier zufrieden. Zitternd nahm Hein das Sprechgerät und rief den Werkstattchef an, der für das Kraftwerk zuständig war. Hein Glückstadt berichtete ihm von dem Unglück und verließ das Mobil, um sich den Schaden anzusehen. Die Windhose war schon nicht mehr zu sehen. Der Zaun der Weide war unbeschädigt geblieben, der Stier lag tot im Gras als hätte eine riesige Axt ihn in der Mitte zerhackt, und die Kühe standen scheinbar ratlos auf der Weide herum. Als Hein an das Gatter trat, kamen die Tiere ihm vertrauensvoll entgegen und sahen ihn mit ihren großen braunen Augen an. Sie schienen unbeschadet zu sein, aber zu verwirrt, um grasen zu wollen. Hein tätschelte einige Köpfe und begab sich dann zu Fuß zum Windrad bzw. dessen Stumpf, der alleine stehen geblieben war wie ein geköpfter Löwenzahn. Hein rief seine Frau an, und zu Hause war alles in Ordnung. Wie es schien, hatte der Hurrikan einen weiten Bogen um den Hof gemacht.

Es dauerte eine Weile, bis der Baurupp eintraf, um den Rotor zu bergen und ihn auf einen Schwerlasttransporter zu laden. Es handelte sich um einen der Lastwagen, die man auf Wasserstoff umgerüstet hatte. Das Biodiesel, mit dem er vorher angetrieben wurde, war rar geworden, seitdem die Anbaufläche von Raps durch die EU beschränkt worden war. Da Treibstoff besser bezahlt wurde als Lebensmittel, war die EU immer mehr zum Nahrungsmittelimporteur geworden.

Bald hatten die Männer den Rotor verladen und fuhren mit ihm davon. Drei Techniker blieben jedoch, um sich den Schaden am Sockel, wo er befestigt gewesen war, anzusehen. Sie stiegen im Inneren hinauf und als sie wiederkamen, konnten sie den Schaden genau beziffern. Sie hatten auf ihrem Tablet das Schadensformular ausgefüllt und übertrugen es per Bluetooth auf das Tablet von Hein. Hein freute sich nicht auf den digitalen Papierkram mit der Versicherung, aber zum Glück ging heute vieles automatisch.

Die Techniker verschwanden bald, und Hein Glückstadt war wieder allein mit seinem Kraftwerkstumpf, dem Solarmobil und seinen Tieren, die er nun zusammentrieb. Die Kühe hatten sich wieder beruhigt und verhielten sich wie immer. Er holte die Minimelkmaschine aus dem Kofferraum seines Solarmobils und melkte die Kühe. Er füllte die Milch in einen kleinen Tank, den er ebenfalls im Kofferraum mitführte. Die Tiere ließen es mit sich geschehen und schienen in ihrer gutmütigen Art das Unwetter schon wieder vergessen zu haben.

Ein frischer Wind vom Meer her trieb die Wolken davon wie ein Hütehund, und die Sonne kam wieder hervor. Als Hein nach Hause fuhr, glitzerten die Regentropfen auf seiner Windschutzscheibe, und über seinem Hof spannte sich ein Regenbogen. Seine Frau empfing ihn mit Zwetschgenkuchen und Schlagsahne, und anschließend setzte er sich an den Schreibtisch, um die Schadensmeldung an die Versicherung abzuschicken. Das war nicht die erste dieses Jahr. Man würde sehen, wann die Versicherungsbeträge wieder angehoben werden müssten. Der Wind war meist eine Kuh, die er melken konnte, aber manchmal ließ der Sturm sich nicht bändigen.

Karl Farr und Andrea Herrmann

Karl Farr: 1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Winterbild

Lichtschranken,
eingeschlossen in Gedanken,
ahnungslose Zeit
zerfließt im Strom
der Gegenwart
wie Schneegestöber.
Kurze Tage
vergehen im Amselgesang
Begrabenes Tannengrün
unterm Weiß.
Einsame Sonnenstrahlen
fliegen über glitzerndes Eis.
Durch dunkle Wolken
bricht sich Licht.
Berge und Himmel
verbinden sich
im fernen Nebelschleier

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

we will

we will

rock

you

(we will)

da ist zunächst der blanke Fels
auf dem überhaupt nichts wächst
erst später wenn Regen Sonne und Wind
den Stein ganz allmählich zersetzt

du bist so schroff so unnahbar
ich komm nicht an dich ran
ich frag mich wie ich (ganz allmählich)
zu deinem Innersten vordringen kann

(we will)

zuerst ist da der blanke Stein
das Land ist leer liegt brach
die Siedler folgen sukzessiv
einer dem andern nach

die Pilze bilden ein Geflecht
die Gräser nehmen Landbesitz
die Büsche bilden eine Burg
die Bäume nehmen Grundbesitz

(rock)

die Wirtschaft bildet ein Geflecht
die Mächtigen nehmen Besitz
sie bauen um sich eine Burg
sie finden dafür schon einen Grund

es herrscht das blanke Entsetzen
das Land leert sich liegt brach
die Siedler schwinden sukzessiv
einer nach dem anderen

(you)

you are so beautiful
du bist so schön
do you want to go with me
willst du mit mir gehn?

you stir my heart around
du rührst mein Herz
you make me twist and sound
du klingst noch lange in mir nach ...

Dionysos P.

www.dionysosp.de

Die Nachtstimmung der Strände

das paradiesisch niedliche Stettiner Haff
die unendlich klangvolle Pommersche Bucht
die traumhaft ewige Wattensee
all diese Orte verzaubern eine Nachtgöttin
damit mehr Möwen Brandungen berühren
an Stränden sitzen Sirenen und schlafen
sie – aus der Meerestiefe her
und erzählen dem Fischer
eine Legende um einen Piratenschatz
wenn die Ebben Meeresgefühle tragen
es beginnt gerade eine Nachtflut
Poseidon ist dabei
er zeigt mir tausend Muscheln
ich bin in Tidenschwermut einfach gehüllt
am Strand hört man das Fittichezittern der Seeschwalben
eine Seerobbe ruht
harrt auf Seeinsamkeiten
und verewigt das schönste Meeresgefühl
in der Traumphantasie
der Fischer am Strand
zählt die philosophischen Nachtgestirne
in der Nacht die ersten Wellen
verzaubern mich nach dem letzten Abendrot
in den paradiesischen Nachtsternen
finde ich die Geisteinsamkeit
auf der Düne baue ich ein Märchensandschloss
und was tut jetzt mein allerliebster engelstraumerfüllter
Heimatfreund – der Mond – fragt meine Seele
er sendet das Lichtermeer
ich verweile bei dem jedweden Lichte sowie
ein edler Himmelsherold
das Lichtlein vom Mond zaubert
ebenfalls eine Kette aus kleinem Tang
am Seefeenbusen

Paweł Markiewicz

Träume wie ein Zug

Träume fahren
wie ein Zug
von einem Bahnhof
zu dem anderen
manchmal ruhen
die Träume auf dem Mond
der Zug fährt geradeaus
zu beflügelten Sternen,
wo auch Träume
Sternenträume
entstehen
auf dem schönsten Bahnhof
schlafen die Träume süß

Pawel Markiewicz

*Pawel Markiewicz,
wurde 1983 in Siemiatycze (Ostpolen) geboren. Er ist Jurist und Germanist, der die Lyrik aus Leidenschaft schafft. 2016 wurde sein deutschsprachiger Gedichtband „Der Lenzgeist ist wie Nektar in mir“ veröffentlicht. Er schrieb sehr viele Gedichte, die in mehr als 30 deutsche Lyrikanthologien aufgenommen wurden. Seine Gedichte in drei Sprachen sind in acht Ländern abgedruckt worden. Ferner ist er Autor von Essays über Haikus in Englisch. Pawel Markiewicz hat seine Gedichte im Tajmahal Review in Indien sowie einem Buch des Moonstone Arts in Philadelphia in den USA veröffentlicht.*

Beobachtungen während einer Zugfahrt

Der Lokführer auf allen Loken
muß in der Lok ganz vorne hocken.
Der Schaffnerin blond' Locken locken.
Die Reisenden sind von den Socken.

Drei Skatbrüder ums Kleingeld zocken;
drei alte Damen tun tarocken.
Sechs Teenager im Abteil rocken.
Brav sitzen bleiben müssen Doggen.

Kleinkinder – geimpft geg'n Pocken –
verbreiten dafür Streptokokken
und kriegen Brei mit Haferflocken.
Die Finnen futtern ihre Piroggen.

Vier Skinheads wollen Leute schocken.
Das sind auch ziemliche Kotzbrocken.
Ein Boxer will den andern knocken.
Schwarzfahrer fahren unerschrocken.

Matrosen wollen zur Gorch Focken.
Zwei Hexen reisen auf den Brocken.
Es sausen der Motorwelle Nocken,
Bahnschranken den Verkehr abblocken.

Gar manchmal kommt die Fahrt ins Stocken.
Von ferne läuten Kirchturmglöcken.
Draußen schneit's und drin ist's trocken.
Das läßt mich Bahnfahrer frohlocken.

Läßt Du zum Bahnfahr'n Dich verlocken?

24.2.2001

Han Yu

Seit 1952 auf diesem blauen Planeten ansässig, beschäftigt sich der Dipl.-Ing. Fachrichtung Luft- und Raumfahrttechnik in der vielen Freizeit, die er als Rentner nun hat, außer mit seiner Ehefrau und seinen vielen Freunden, die er vor rund 20 Jahren in einem Verein zur Pflege der Kunst und des Humors gefunden hat, literarisch mit dem Schreiben und Darbieten von Texten und Liedern für ebendiese. Philosophische wie tagesaktuelle Gedanken spiegeln sich in diesen wider.

Rezension: „88 lesenswerte Bücher“ von Gerd Egelhof

Vielleicht kennen Sie das: Der Stapel der ungelesenen Bücher wird nicht kleiner. Ständig kommen neue Werke heraus, aber Sie haben die Klassiker noch nicht alle durch. Aber: Die letzten Buchempfehlungen erwiesen sich als Enttäuschung?

Gerd Egelhof, sonst unermüdlicher Autor von Literatur, hat für Sie stapelweise Bücher gewälzt, um Ihnen seine 88 Lieblingsbücher zu empfehlen. Hier ist für jeden etwas dabei: Romane, Biographien und Erzählbände, amerikanische und deutsche Literatur, Sachbücher und Nobelpreisträger. Mit dabei sind „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry, „Der Name der Rose“ von Umberto Eco, eine Biographie von Humphrey Bogart, von Romy Schneider und eine von Madonna, der Gedichtband „Grauzone morgens“ von Durs Grünbein und Liebesgedichte von Novalis, die „Atemschaukel“ von Herta Müller und der Krimi „Gott schütze dieses Haus“ von Elisabeth George.

Mehr oder weniger ausführlich fallen die Bewertungen aus, wenige Sätze oder eine ganze Seite, Inhaltsverzeichnisse, Zusammenfassungen, eigene Bewertungen und die von anderen Kritikern.

Für mich selbst habe ich drei Bücher herausgeschrieben, die ich demnächst noch lesen will. Lassen Sie sich ebenfalls inspirieren!

Gerd Egelhof: „88 lesenswerte Bücher“

Verlag make a book, 2018

Taschenbuch, 106 Seiten

ISBN 978-3-96172-041-5

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Pfeilschrift – Reflexionen über die Liebe“ von Norbert Sternmut und Birte Schumann

Dieses Buch singt und erzählt ein Loblied auf die Liebe. Liebe und Literatur liegen eng beieinander: „nimmst mich bei der Hand, führst mich zum hellen Reim“. Die Liebe löst Fesseln, folgt der Stimme aus dem Rosengarten und schöpft aus dem Herzbrunnen. Da schaut den Liebenden die Freude in die Karten, und es brennt ein herznahes Feuer. Von ganz viel Natur sind die Liebenden umgeben, und die Natur ist auch in ihnen und drängt aus ihnen hervor. Es duftet nach Rosen und Flieder.

Abhängig

*Von deiner Stimme im Grün
des weiten Gartens streift
die Sehnsucht umher,
heilsschwanger holt der Wind
Atem durch dich,
schwingt das innere Kristall,
lichtnah behauptet
die Nähe sich der Ferne,
reden wir gut vom Ritt
über die Landschaft.*

In dem namensgebenden Gedicht „Pfeilschrift“ geht es allerdings nicht um die Liebe, sondern um den Rhythmus der verpfeilten Menschen in den Städten.

Zusätzlich zu den Gedichten enthält dieses Buch drei Fassungen des Dornröschen-Märchens, die auch interpretiert werden. Handelt es sich doch bei dieser Geschichte um eine Liebe, die trotz aller Widerstände – erst durch die böse Fee und deren Fluch, dann durch die Rosen, zuletzt durch die Eifersucht der bösen Mutter des Prinzen – am Ende glücklich ausgeht. Hinzu kommt noch das Märchen vom Fischer und seiner Frau, eine unglückliche Paarbeziehung.

Norbert Sternmut und Birte Schumann: „Pfeilschrift – Reflexionen über die Liebe“
Wiesenburg Verlag, 2015
Taschenbuch, 235 Seiten, 15,90€
ISBN 978-3-95632-284-6

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	18.04.2019	30.04.2019	30.04.2019
Name	Auf ins Blaue	Hattinger Förderpreis für Junge Literatur	Manfred Maurer Literaturpreis
Genre	Erzählungen und Gedichte	literarische Texte jeder Art (unveröffentlicht)	Lyrik, Prosa
Thema	Die Farbe Blau		prekär
Umfang	maximal 15 Gedichte, Prosa max. 20 Seiten	Max. fünf A4-Seiten	
Form	Beiträge mit Namen und Adresse	Deutschsprachig, 1 1/2 zeilig, einseitig maschinengeschrieben; mit Adresse, E-Mail, Telefonnummer	
Preis	Buch- und Sachpreise; Anthologie-Veröffentlichung	2 Preise zu je 300 €	1.) 1.500 €, 2.) 700 €, 3.) 500 €
Teilnehmer		junge Autor/innen, die im Jahr 2019 zwischen 16 und 25 Jahre alt sind	alle deutschsprachigen Autor/innen, die bis zum Einsendeschluss das 25. Lebensjahr noch nicht vollendet haben
Veranstalter		Förderverein des Stadtmuseums Hattingen e.V. und Stadt Hattingen	Verein für neue Literatur
einsenden an	Einsendungen unter dem Kennwort: Blau www.literaturpodium.de	Stadtmuseum Hattingen, Marktplatz 1-3, D-45527 Hattingen oder: presse(at)hattingen.de	Jury des Manfred Maurer Literaturpreises, Stelzhamerstraße 51, A-4400 Steyr
nähere Informationen	www.literaturpodium.de	www.hattingen.de/foerderpreis Koordinator Walter Ollenik: walter.ollenik(at) tu-dortmund.de	kolik(at)aon.at 0043-(0)676/6203312

Datum	01.05.2019	31.05.2019	31.05.2019
Name	5 Minuten Leserausch	Welt retten	Ruinen
Genre		Geschichten und Gedichte, Bilder (unveröffentlicht)	
Thema		kleine Projekte, die Hoffnung machen, die zeigen, wie man die Welt kurz mal vor der eigenen Haustür anfangen zu retten kann	Ruinen, altes Gestein
Umfang		Pro Einsender nicht mehr als ein Prosatext (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) und drei Gedichte	
Form	Lesewettbewerb in Nürnberg am 17.05.: 12 Selfpublisher lesen je 5 Minuten aus ihrem neuen Werk.	Im Emailbetreff: Titel der Ausschreibung und die Art der Einsendung („Kurzgeschichte“, „Gedicht“); Word-, Open Office, Text oder RTF, kein PDF oder ZIP; im Dateiname Autorennamen, Genre (Gedicht, etc.) und Ausschreibungskurztitel (in Klammern hinter dem Thema); Kurzbiographie; Bestätigung der Autorenschaft	
Preis	E-Book-Reader tofino und eine Stunde Sprechcoaching	Veröffentlichung im Magazin oder Blog; Belegexemplar	
Teilnehmer	Selfpublisher, Teilnehmer des Self-Publishing-Day 2019 (Ticket-Nummer erforderlich); Teilnehmer am SP-Day 2018 werden bei der Bewerbung bevorzugt		
Veranstalter	Self-Publishing-Day		
einsenden an	Formular: https://self-publishing-day.com/sp-day-lesungswettbewerb/	E-Mail an: redaktion.blogmag(at)zugetextet.com	
nähere Informationen	self-publishing-day.com/sp-day-lesungswettbewerb/	www.zugetextet.com/?p=3575 Teilnahmebedingungen: www.zugetextet.com/?page_id=191	

Datum	31.05.2019	15.06.2019	30.06.2019
Name	Bachmann Junior Preis / Hermagor	Jahrmarkt der Mysterien	7. Kempener Literaturwettbewerb
Genre			Prosa, Lyrik
Thema		Finstere Mystery-Geschichten aus dem Mittelalter für Erwachsene (unveröff.)	
Umfang	4000-6000 Zeichen (ohne Leerzeichen)	ein Text pro Autor/in; 18.000-40.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)	Je nach Kategorie; ca. 2 500 Zeichen je DIN-A4-Seite
Form	Deutschsprachig, Schrift Courier New, 10 pt; anonym: Name, Adresse, Alter, Kontakt (Telefon, E-Mail) und Name der besuchten Schule, nicht auf den Text, sondern nur auf einem gesonderten Beiblatt	Kurzvita, Bibliographie, Titel der Geschichte in separatem Dokument; Autorename, Adresse und E-Mail auf dem Manuskript unten; 12pt, Times New Roman, linksbündig, Zeilenabstand 1,5, keine Formatierungen außer kursiv, keine Silbentrennung; .rtf, .doc, .odt, kein pdf	
Preis	Lesung der besten 15 Texte; 1.) 500 €, 2.) 300 €, 3.) 200 €, Lesepreis 200 €, Veröffentlichung in Anthologie	Veröffentlichung in einer Anthologie, ein kostenloses Belegexemplar, Autorenhonorar	Veröffentlichung in einer Anthologie
Teilnehmer	Jugendliche bis zum 19. Lebensjahr		Sechs Kategorien, z. B. III. Prosa: Erwachsene ab 18 und V. Lyrische Texte/ Songtexte
Veranstalter	Stadtgemeinde Hermagor, Land Kärnten und Team Lebenswerke Hermagor (ÖZIV-Kärnten)	Burgenwelt Verlag	
einsenden an	per Email als Word-Datei an bachmannjunp.hmg(at)gmx.at	horror.burgenwelt(at)kritzelkunst.de (Betreff: „Jahrmarkt der Mysterien“)	Literaturwettbewerb BVK Buch Verlag, Kempen GmbH, St. Huberter Str. 67, D-47906 Kempen
nähere Informationen	www.bachmann juniorpreis.at/	burgenweltverlag.de/ausschreibungen.html	http://kempener-literaturwettbewerb.de

Datum	31.07.2019	30.08.2019	01.09.2019
Name	Geistergeschichten	EuroNatur-Schreibwettbewerb	Die Freiheit ist ja da. Literaturwettbewerb zum 30. Jahrestag des Mauerfalls
Genre	Geschichte – Phantastik, Fantasy, Sage, fantastischer Krimi oder Urban / Rural Fantasy (unveröffentlicht)	Gedichte, Kurzgeschichte, Essay (unveröffentlicht)	Prosa und Lyrik
Thema	Geister, „Nachthöligeist“/ „Nachtwäschegeist“	Naturbezug zum Thema „Über Grenzen“	
Umfang	Maximal 15.000 Zeichen (inkl. allem)	Max. 5000 Zeichen	Bis 10 Seiten
Form	romantisch, nachdenklich oder gruselig, mit einer witzigen, legeren oder wunderlich-absurden Note; hochdeutsch, mit inhaltlichem Bezug zur Schweiz; Kurzvita mit Kontaktdaten; doc/ docx; rtf; odt (kein pdf)		in einem Text-Dokument (kein pdf); Kurzbiografie (maximal eine halbe Seite), aus der Ihr M-V-Bezug deutlich wird; Kontaktdaten (Name, Adresse, Geburtsdatum und -ort, E-Mail, Telefon, ggf. Website)
Preis	Veröffentlichung der besten zehn in einer Fantasy-Anthologie, zwei Gratis-Exemplare	Sachpreise für die ersten drei Plätze; der Gewinnerbeitrag wird im EuroNatur-Magazin abgedruckt	3 x 300 €; der Gewinnertext erscheint in der Herbstausgabe 2019 (Heft 43) der Zeitschrift RISSE
Teilnehmer			Autor/innen aus Mecklenburg-Vorpommern
Veranstalter		EuroNatur Stiftung	LiteraturRat M-V und RISSE – Zeitschrift für Literatur in Mecklenburg und Vorpommern
einsenden an	contact(at)ossarium.ch mit dem Betreff „Geist“	Schreibwettbewerb (at)euronatur.org	mit Betreff „Mauerfall“ an: mauerfall(at)risse-mv.de
nähere Informationen	https://ossarium.ch/index.php?contentID=ausschreibungen	www.euronatur.org/schreibwettbewerb	www.risse-mv.de